

auf Ideologien einer Gesellschaft oder erliegen auch nicht „dem Druck einer etablierten Gesellschaft“ (Julio Terán Dutari SJ, Rektor der Päpstlichen Universität in Quito/Ecuador). So können sie an ihrem Ort Lebensformen ausbilden, die zukunftsweisend sind. Das objektivierte Ergebnis akademischer Arbeit „wird immer in Alltagserscheinungen verkörpert und weitergegeben, die zu einer Kultur der Pflege von Gut und Recht, zu einer auf Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit angelegten Weisheit des Volkes beitragen.“ (Terán Dutari) Die mittelalterliche Universität, die freie Korporation von Lehrenden und Lernenden ist bis heute Modell für dieses „Novum“, das die Universität als Idee in sich trägt.

Ein solcher offener Blick in die Zukunft und der Mut zu zukunftsweisenden Lebensformen gehört auch zu den Qualitäten, die eine katholische Universität ausbilden kann und in das Gespräch mit den übrigen Zentren von Forschung und Lehre einbringen sollte. Nochmals Terán Dutari: „Das Hauptprodukt, das in diesen ‚dritten‘ Weltgegenden von den Hochschulen zu erwarten ist, wird im Menschenkapital eher als in Wissensakkumulation bestehen. Menschen, die studie-

ren, um dienen zu lernen. Menschen, die sich ausbilden, um mit allen brauchbaren Mitteln der Wissenschaften und der Technologien ihren Mitmenschen – und im Grunde der ganzen Menschheit – eine bessere Zukunft zu eröffnen.“

Sensorium für die Zeit zu sein, bedeutet für die katholischen Universitäten, von ihrem Maßstab aus, im Licht des Glaubens, die kulturellen Wandlungsprozesse zu beobachten. Gerade indem es zu einem besseren Verstehen der Kulturen kommt, in denen das Evangelium verkündigt wird, tragen sie zur „neuen Evangelisierung“ der Kultur und zur Schaffung einer neuen „Ökumene“ (Luis García Scherz) bei. Dieser Prozeß der Begegnung mit den einzelnen Kulturen geht überein mit den vielfältigsten Gestalten der Globalisierung. So ist die katholische Universität auch in die Pflicht genommen, das Verständnis einer „Kultur des Humanum“ voranzutreiben. Eine recht verstandene „Evangelisierung in der Welt der Wissenschaft“ kann so mögliche Kulturbrüche überwinden helfen und der Universität als Ort des partnerschaftlichen Ringens um das Humanum in seiner jeweiligen inkulturierten Form Impulse geben.

Margit Eckholt

Tod in Amerika

Annäherungen an ein vielschichtiges Phänomen

Tod in Amerika – bei diesem Stichwort denkt der Westeuropäer vermutlich zuallererst an die Todesstrafe, die in den meisten amerikanischen Bundesstaaten inzwischen wieder fester Bestandteil des Rechtssystems ist. Hermann Vogt, seit Jahren Grenzgänger zwischen Deutschland und den USA, beschreibt in seinem Beitrag verschiedene Facetten des Todesphänomens in der amerikanischen Kultur und Gesellschaft: Von den Mythen der indianischen Ureinwohner über die wuchernde Gewaltkriminalität bis zum Tod als Teil des nationalen Geschichtskanons.

„Der Tod, der ist gemein, wir müssen all von hinnen, der Groß' gleich wie der Klein'.“ Diese Zeilen aus dem 138. Lied des „Ausbund“ sangen die Amischen in Lancaster County für Naomi King. Naomi King war achtundsiebzig Jahre, drei Monate und drei Tage alt, als sie am 3. November 1994 starb. Ihre Beerdigung war zwei Tage später an einem Samstag.

Ich sah Naomi King dreimal. Zuerst sah ich sie am Freitagabend in Terre Hill, PA, in dem Funeral Home, wie in Amerika die Aufbahrungsräume heißen. Das zweite Mal sah ich sie beim Gottesdienst auf der Farm des Christ Stoltzfus. Das dritte Mal sah ich Naomi King auf dem kleinen Friedhof der Amischbauern zwischen grünen Wiesen und leeren Feldern.

Das war noch einmal ein heißer, sommerlicher Tag mitten im Herbst – Indian Summer über den abgeernteten Maisfeldern. Diese Tagesmitte voller Licht war die Wiedergutmachung für die bedrängende Dunkelheit auf den nächtlichen Farmen. Nach dem Gottesdienst wurde der Sarg in einem Pferdebuggy zum drei Meilen entfernten Friedhof ge-

fahren, während in meinem Autoradio das „The trumpet shall sound, and the dead shall be raised incorruptible, and we shall be changed“ erklang Händels „Messias“ auf der Fahrt zu dem Wiesenfriedhof im Tal des Conestoga Creek, wo Naomi King beerdigt werden sollte. Die Beerdigung bei den Amischen und Händels jubelnde Musik – paßte das beides zusammen? Eine Welt nur, oder doch zwei getrennte Welten? Es war wohl nur für den Deutschen die eine Welt. Die innere Harmonie dieser Mittagsstunde entstand nur in meinem Kopf und nicht in den Köpfen der Amischleute.

Aber hatte Ben Lapp nicht vorgelesen, daß unser Leben viel zu kurz sei und davoneile – „wie der gestrige Tag und wie eine Nachtwache“? John, ihr Bischof, hatte auf Christs Farm gelesen: „Unser Leben dauert siebzig Jahre und sogar achtzig für die, die stark sind.“ In seiner Predigt hatte John gesagt, daß Naomi King ziemlich stark gewesen war, weil sie achtundsiebzig Jahre, drei Monate und drei Tage alt wurde. Samstag, der 5. November 1994, war ein warmer Herbsttag

am Conestoga Creek. In den Augen dieser ernsten Menschen war der Tod Naomi Kings nur ein Durchgang, nur die Grenzüberschreitung zu einem Leben jenseits des Todes – wir müssen all von hinnen, der Groß' gleich wie der Klein'. Allerdings ist der Irrtum verwehrt, daß die frommen Amischen in ihrem einfachen Leben auch den leichteren Tod sterben würden. Auch bei den Amischen enthält das Sterben Angst, Schmerz, Abschied und Trauer, aber sie sterben im Schutz ihrer Gemeinde.

Der andere Tod des Willy Loman

Ein ganz anderes Sterben kam am 10. Februar 1949 im New Yorker Morosco Theatre auf die Bühne. In dem Theaterstück „Tod eines Handlungsreisenden“ (Death of a Salesman) erfand *Arthur Miller* den sinnlosen Tod des Willy Loman, der nach fünfunddreißig Berufsjahren als Handelsvertreter an seinem Leben zerbricht. Schon früh im Stück sagt Willy: „I'm tired to death“ – der müde Mann findet keinen Sinn mehr. Arthur Miller führt die Todesbetroffenheit einer New Yorker Kleinfamilie vor, deren Mitglieder so einsam wirken wie die Menschen auf *Edward Hoppers* Bildern. Die Illusionen, welche die Lomans lebenslang gepflegt haben, zerfallen. Auf der Bühne agieren nur noch an sich scheiternde Menschen. Am Ende steht Willy Lomans Autofahrt in den Tod.

Mit tiefer Zuneigung für ihren Mann sagt Linda: „Er ist nur noch ein kleines Boot, das einen Hafen sucht.“ Der Zusammenbruch bereitet sich mit gespenstischer Präzision vor. Willy Loman leidet an seiner Müdigkeit und an der Einsamkeit. Sein Leben ist reduziert auf eine Abfolge von Niederlagen und Selbsttäuschungen, die in die hilflose Erkenntnis einmündet: „Nach all den vielen Highways, den Zügen, den Terminen und den Jahren bist du mehr tot als lebendig.“

„Tod eines Handlungsreisenden“ entlarvt die kollektive Lebenslüge einer Familie. Willy Lomans Tod erscheint als das Ende der Deformationen, an denen die vier Menschen schon immer litten. Es ist beinahe so, als sei Willys Tod die nachträgliche Heilung einer Familie, deren Scheinwelt endlich zerbrach. Bei der Beerdigung bleiben die Trauergäste aus, was Linda nicht verstehen kann. Der Sohn Biff sagt in der letzten Szene: „Er hatte die falschen Träume. (...) Nie wußte er, wer er wirklich war.“ Nur das Urteil über einen Toten oder bereits Selbsterkenntnis? „Tod eines Handlungsreisenden“ – das schildert den Tod eines notorischen Verlierers, und es ist eine gültige Metapher für die *Conditio humana*, die nicht nur für Brooklyn gilt.

„Sterben“ und „Tod“ tauchen in der amerikanischen Gegenwart in unterschiedlichen Formen und Ausdrucksweisen auf – meistens verstehbar, gelegentlich unverständlich, insgesamt als ein Bündel komplexer und widersprüchlicher Phänomene. Anders als in den Massenmedien, wo mit der primitiven Darstellung von Gewalt und Mord viel Geld verdient wird, ist in der gebildeten Öffentlichkeit das Thema

Tod in intelligenter Sprache präsent. So sind viele Filme *Woody Allens* leichtfüßige Auseinandersetzungen mit dem Todesthema – andeutend, komödiantisch aufgelockert, in scheinbare Nebensätze eingestreut (beispielsweise 1994 in „Bullets over Broadway“ eine zur Kurzformel „Das Leben ist nicht vollkommen, und außerdem ist es kurz“ zugespitzte Todesphilosophie).

Im Stadtmagazin „The New Yorker“ werden regelmäßig Cartoons, die das Thema Tod reflektieren, veröffentlicht. Der Zeichner *Arnie Levin* ist geradezu auf Cartoons zum Thema spezialisiert. In Theater und Literatur befassen sich viele Autoren in einem nicht abreißenden Gedankenstrom mit dem Thema Tod. Der amerikanische Alltag liefert einmal das Rohmaterial, das in literarische Entwürfe umgesetzt wird, und zum anderen wäre Amerika überhaupt nicht als hochentwickelte Gesellschaft vorstellbar, wenn es sich nicht permanent mit diesem Zentralthema, das in seinen kulturell-religiösen Wurzeln enthalten ist, auseinandersetzen würde. Dieses Nachdenken über den Tod ist der Überlebensbeweis für die amerikanische Kultur, auch wenn die literarischen Erträge sich zu einem facettenreichen – und oft verwirrenden – *Danse macabre* zusammenfügen.

Gerade zweihundert Meilen südwestlich von New York – und ganz in der Nähe der Amischbevölkerung Pennsylvanias – liegt das Landstädtchen *Gettysburg*. Vom 1. bis 3. Juli 1863 tobte bei Gettysburg die blutigste Schlacht des amerikanischen Bürgerkriegs. Die Unionstruppen verloren 23 000 Soldaten, und in der Armee der zur Konföderation zusammengeschlossenen Südstaaten waren es sogar 25 000 Tote. In Vietnam haben beinahe 60 000 Amerikaner ihr Leben verloren, und diese Zahl, welche die Nation immer noch schockt, ist in den drei Julitagen von Gettysburg beinahe schon erreicht worden.

Von exemplarischen Todesereignissen umstellt

Abraham Lincoln reiste per Zug aus Washington zur Einweihung des Soldatenfriedhofs von Gettysburg am 19. November 1863 an. Die knappe Ansprache des Präsidenten ist als „Gettysburg Address“ zur Ehre der Schulbücher aufgestiegen und wird heute von jedem Schulkind auswendig gelernt. „Wir sind hier zusammengekommen, um einen Teil dieses Schlachtfeldes als endgültige Ruhestätte für diejenigen zu weihen, die ihr Leben gaben, auf daß diese Nation leben könne.“

... that that nation might live? In Wahrheit waren bei Gettysburg 50 000 Menschen zuviel umgekommen. Schon ein einziger toter Soldat wäre ein Toter zu viel gewesen, um *Abraham Lincoln* den Anlaß für ein paar pathetische Sätze zu liefern, die noch nach 132 Jahren jeder Amerikaner zitieren kann. Die verklärende Nationalisierung des Massensterbens ist immer auch schon die Entehrung und Banalisierung des Todes. Das moderne Weltbild der Amerikaner ist von exemplarischen Todesereignissen umstellt. Wer als Amerikaner geboren

ist und es auch blieb, erinnert sich – je nach der Dauer der eigenen Biographie – lebenslang daran, wo er gerade war und was er in dieser Minute tat, als er von dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor (7. Dezember 1941), von dem Tod Präsident *Franklin D. Roosevelts* (12. April 1945) und von der Ermordung *John F. Kennedys* in Dallas (22. November 1963) erfuhr.

Wird Franklin Roosevelt als der erfolgreich und lebenssatt gestorbene Präsident verstanden, der das Land aus seiner Sozial- und Wirtschaftskrise herausführte und obendrein den 2. Weltkrieg gewann, so müssen die Darstellungen über Kennedy immer noch zu unbegründeter Mythifizierung und zu seiner Sublimierung in eine Lichtgestalt greifen, die der „Präsident der 1037 Tage“ nie war. Weil Kennedy vor seinem tragischen Tod her begriffen wird, haben es die kritische Politikbetrachtung und sachliche Geschichtsschreibung weiterhin schwer mit der Analyse seiner Präsidentschaft. Aus der Ermordung Kennedys entstand ein hermetischer Heldenmythos, – gleichsam der politikwirksame Gegenentwurf zu dem quälenden Vietnam-Trauma der Nation. Wen die Götter lieben, den lassen sie früh sterben – das ist die mythische Umdeutung eines durch und durch problematischen Politikerlebens: „Seine eigene innere Antriebskraft und das schnelle Tempo unserer Zeit hatten ihn in die Lage gesetzt, in drei Jahren im Weißen Haus mehr zu tun als viele andere in acht Jahren getan hatten – in sechsundvierzig Jahren ein volleres Leben zu leben als die meisten Menschen in achtzig.“ (*Theodor C. Sorensen*, Kennedy, München 1966, 728)

Der hochgelegene Skiort Vail in Colorado wehrt sich schon seit Jahren dagegen, einen eigenen Friedhof anzulegen. Vail hat sich um die Durchführung der Skiweltmeisterschaften beworben und will eine internationale Klientel auf seine Pisten locken. Die Toten von Vail werden dann in diesem Kontext vernachlässigt und den Nachbargemeinden zur Entsorgung überlassen. Etwas anders gelagert ist der zurückhaltende Umgang der Bundesbehörden mit dem Todesthema auf dem Stammesgebiet der *Navajos*. Da wurden bereits seit Jahrzehnten die berechtigten Ansprüche von Arbeitern, die beim Uranbergbau lebensgefährlichen Strahlendosen ausgesetzt waren, nicht anerkannt. Jahrelang atmeten die indianischen Arbeiter ohne jede Schutzmaßnahme radioaktives Radongas ein, obwohl schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in der medizinischen Literatur über entsprechende Schäden bei Arbeitern im deutschen Uranbergbau berichtet worden war. Den Hinterbliebenen der Navajo-Arbeiter werden immer noch Entschädigungszahlungen vorenthalten, während die noch lebenden Opfer in einer Klinik in Shiprock (New-Mexiko) behandelt werden.

Noch einmal anders war der Fall der High-School-Absolventin *Gina Grant*, die wegen herausragender schulischer Leistungen schon im Dezember 1994 von der Harvard-Universität für das Studienjahr 1995/96 zugelassen worden war. Als im April 1995 durch einen Bericht des „*Boston Globe*“ über Jugendliche, die sich mit Erfolg über die Nachteile einer bedrückenden Kindheit hinwegsetzten, bekannt wurde, daß Gina Grant fünf Jahre zuvor ihre trunksüchtige Mutter er-

schlagen und sechs Monate in einem Jugendvollzug verbracht hatte, zog Harvard die frühe Zulassung wieder zurück (New York Times, 8. 4. 95, 1 und 12). Das war der ideologisch-puritanischen Reflex der ehrwürdigen Universität, die sich sonst gern als die elitäre Vorhut des liberalen Denkens in den Vereinigten Staaten feiern läßt.

Die drei Beispiele zeigen, daß es in Amerika gar nicht so einfach ist, angemessen mit den Themen lokaler Tod, Schadensersatz für die Opfer staatlichen Versagens und vernünftiger Umgang mit familial belastenden jungen Menschen umzugehen.

Die Anzahl der Mörder, die zur Tatzeit jünger als siebzehn Jahre sind, hat nach der Kriminalstatistik des FBI stark zugenommen. Danach begingen 1993 im Vergleich mit dem Jahr 1985 zweieinhalbmal so viele männliche Jugendliche zwischen vierzehn und siebzehn Jahren einen Mord. Diese von Jugendlichen begangenen Morde sind die direkte Folge der Armut in den städtischen Sozialghettos und ebenso der leichten Verfügbarkeit von Schußwaffen. Jugendliche Mörder werden nach dem Strafrecht vieler Einzelstaaten zum Tod verurteilt und manchmal auch hingerichtet. Bei den Prozessen wird kaum berücksichtigt, daß die jungen Mörder meistens aus dem Ghettoelend aufgestiegen sind sowie lebenslang durch Kindesmißhandlungen, ausgebliebene Erziehung und Armutskriminalität in ihre Täterkarrieren hineinsozialisiert wurden, wenn dann diese Jugendlichen in einem für ihre sozialen Hintergründe blinden Verfahren zum Tod verurteilt werden, dann wird das zum beklemmendsten Ausdruck von gesellschaftlicher und juristischer Hilflosigkeit.

Todesstrafe nicht die Lösung

Unmißverständlich ist festzustellen: spektakuläre Mordfälle gibt es auch in jedem anderen demokratischen Land, von den undemokratischen gar nicht zu sprechen. Klar ist auch, daß die spezifischen gesellschaftlichen Verhältnisse den begangenen Gewaltverbrechen immer eine besondere Farbe geben müssen. Darum kann gerade in Amerika ein Mord auf eine Talkshow folgen, an der Opfer und Täter gemeinsam teilnehmen. Eine Mutter, die ihrem neuen Freund einen Gefallen tun will, entledigt sich ihrer zwei Kinder und läßt sie im Auto ertrinken. Die fernsehende Nation ist aufgeschreckt und verlangt zu zwei Dritteln die Todesstrafe für die Mörderin.

Eine junge Sängerin aus Texas mit vielversprechender Karriere wird von einer Verehrerin erschossen. Die Angehörigen der Ermordeten appellieren an den texanischen Gesetzgeber, das Gesetz zurückzuziehen, welches das Tragen verdeckter Waffen (*concealed weapons*) legalisieren soll. Das neue texanische Waffengesetz wird dennoch beschlossen (*Süddeutsche Zeitung*, 18. 5. 95). Die dumpfe Volksmeinung sagt: Man muß sich in einem freien Land ja noch gegen Angriffe auf Leib und Leben wehren dürfen! Und noch eine weitere Facette: Im Amherst College – einem der besten im Lande – hält ein Professor einen Kurs mit dem Titel „Mord“. Statt der erwarteten fünfzehn Studenten erscheinen 300

Teilnehmer. Nur der Kurs „Menschliche Sexualität“ habe in den letzten zehn Jahren mehr Teilnehmer angelockt, erklären die College-Verantwortlichen im Fernsehen. Alle diese Mordfälle mögen – materiell gesehen – auf andere Gesellschaften übertragbar sein. Was jedoch angesichts der Todesstrafe und des überschäumenden Medieninteresses daraus wird: das ist das *Proprium Americas*.

Die seriösen Medien sind sich des unseligen, aber unauflösbaren Zusammenhangs von Gewaltkriminalität und dem daraus automatisch folgenden Ruf nach mehr Todesurteilen bewußt. Recherchen über das tägliche Morden in vergleichbaren Großstädten (für zehn Städte an sieben Tagen: „A Week in the Death of America“, in: Newsweek, 15.8.94) und erschütternde Berichte über mordende Kinderbanden (Time, 19.9.94) führen die Banalität des Tötens und die abstumpfende Grausamkeit der Morde vor Augen. Was läßt sich da dem routinierten Vollzug der Exekutionen, über die wiederum pedantisch genau berichtet wird, noch entgegensetzen? Im amerikanischen Strafrecht spricht man von den „Death Belt States“ des Südens. Sie haben eine lange Tradition der Todesstrafe, die bis in die Gründungszeit zurückgeht. Wir dürfen nicht übersehen, daß die Todesstrafe in den Südstaaten stets eine Strafe war, die sich vor allem gegen die schwarzen Sklaven wandte. In eigentümlicher – und auch frösteln machender – begrifflicher Entsprechung sind die „Death Belt States“ gleichzeitig die Staaten, die sich in religionssoziologischer Terminologie auch als „Bible Belt“ beschreiben lassen.

Aus diesen „Death Belt States“ bewegt sich schon seit einigen Jahren eine Welle der Hinrichtungen nach Norden, die sich seit den Wahlen am 8. November 1994 noch verstärkt hat. Am 22. März 1995 fand in *Illinois* die erste zweifache Hinrichtung außerhalb des Südens und nach dem Beschluß des Supreme Court von 1976, der Hinrichtungen in den USA wieder zuließ, statt. Das nächtliche Szenario vor dem Gefängnis, in dem die Hinrichtungen nacheinander stattfanden, war makaber. Baptistenpfarrer beteten für die Hinzu-richtenden, eine Frau hielt ein Schild mit der Aufschrift „Execute Justice, not People“, aber die meisten Demonstranten waren schon verschwunden, bevor die Hinrichtungen vorbei waren.

Unter den Häftlingen, die zum Tod verurteilt werden, befinden sich überproportional viele Schwarze, weil schwarze Täter im Vergleich mit weißen zu wesentlich schwereren Strafen verurteilt werden. Daran ändert auch nichts der spektakuläre Freispruch O. J. Simpsons am 3. Oktober 1995, bei dem ein Schwarzer trotz begründeter Mordvorwürfe straffrei ausging.

Insgesamt sind seit 1976 etwas weniger als 300 Hinrichtungen vollzogen worden (Stand am 1. September 1995: 291). Ritualisiert ist inzwischen auch die Informationsvermittlung über das, was sich innerhalb des Gefängnisses vollzieht. Offizielle Sprecher unterrichten über letzte Gerichte, letzte Worte und über die Zeit des Todes. Dann ziehen die Demonstranten – es gibt Demonstranten pro und contra Todesstrafe – und die

Medien wieder ab. Der harte Kern der Hinrichtungsgegner bereitet sich bald auf neue Einsatzorte vor und versucht, dort erneut Nachtwachen zu organisieren. Das alles bedeutet: langsame Gewöhnung an die Hinrichtungen sowie fast schon langweilige Normalität außerhalb und innerhalb der Gefängnismauern. Einige Fernsehanstalten versuchen schon seit geraumer Zeit, unter dem Vorwand ihrer Informationspflicht für die demokratische Mediengesellschaft, die Hinrichtungen selbst übertragen zu dürfen. Es ist noch nicht abzusehen, ob sich dieses Ansinnen gegen die Einsprüche erfolgreich durch die Gerichtsinstanzen ziehen läßt.

In *Pennsylvania* fand am 3. Mai 1995 die erste Exekution seit 1962 statt. Der am 8. November 1994 neugewählte Gouverneur *Tom Ridge* hatte sich im Wahlkampf für eine verschärfte Verbrechensbekämpfung und für die Beendigung des Exekutionsstops ausgesprochen. Der Tod des Mannes, der nach vierzehn Jahren in der Todeszelle (death row) am 3. Mai 1995 hingerichtet wurde, war insofern die Einlösung eines Wahlversprechens. In *Pennsylvania* warteten im Mai 1995 noch 188 Verurteilte „on death row“. In *Montana* fand nach 52 Jahren (seit dem Jahr 1943!) die erste Hinrichtung statt, als am 10. Mai 1995 ein Verurteilter hingerichtet wurde. Dieser hatte 1974 einen Mord begangen und lebte seit 1975 „on death row“.

Der „große Tod“ von Oklahoma City

In *Oklahoma* wurde am 11. August 1995 ein Verurteilter, der in der Nacht vor der Hinrichtung mit einer Überdosis eines Beruhigungsmittels einen Selbstmordversuch unternommen hatte, zuerst reanimiert und drei Stunden später als vorgesehen mit einer Giftspritze hingerichtet. In *Oklahoma* war die gesetzliche Vorschrift zu beachten, daß eine Hinrichtung nur 24 Stunden nach dem angeordneten Termin durchgeführt werden kann. Was für *Pennsylvania* recht ist, ist für den *Staat New York* billig, denn in *New York* können seit dem 1. September 1995 Täter, die Morde einer genau festgelegten Kategorie begehen, zum Tod verurteilt werden. Wie in *Pennsylvania* ist auch im Bundesstaat *New York* der Gouverneur *George Pataki* am 8. November 1994 mit dem Wahlversprechen ins Amt gekommen, die Todesstrafe umgehend einführen zu wollen.

Die Wiederaufnahme der Hinrichtungen und die Wiedereinführung der Todesstrafe durch Gesetz hat also inzwischen das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten erfaßt. Das Dilemma ist nur, daß durch die Verhängung von Todesstrafen die Gewaltkriminalität nicht einzudämmen ist. Die Todesstrafe ist darum *nicht die Lösung des amerikanischen Problems*.

Am 19. April 1995, an einem Mittwoch um 9 Uhr Central Time, siegte der „große Tod“ von *Oklahoma City* über die vielen kleinen Tode, an denen die Vereinigten Staaten andauernd sterben. Plötzlich waren die Sensationsberichte aus dem O. J. Simpson-Prozeß zur Makulatur geworden. Der „große Tod“ von *Oklahoma City* hatte auch über die zwei kleinen Morde von *Los Angeles* gesiegt. Sämtliche Fernseh-

kanäle waren sofort dabei und ließen sich nur noch durch kurze Werbeunterbrechungen stören.

Das A. P. Murrah Office Building, ein Verwaltungsgebäude für Bundesdienststellen, war bei Beginn der Arbeitszeit nach einer gewaltigen Explosion in sich zusammengestürzt. Nach drei Stunden wurde deutlich, daß eine Autobombe gezündet worden war. Erinnerungen an die Explosion der Autobombe vor der amerikanischen Botschaft in Beirut im Jahr 1983 und an das Attentat in der Tiefgarage des World Trade Centers in New York im Februar 1993 tauchten wieder auf.

Diese Autobombe an der Stelle, wo der Bible Belt am frömmsten ist – warum? Die Sicherheit der Menschen war auf einmal zerbrochen, statt dessen Schock und Lähmung. Die Medien meldeten die Hilflosigkeit der betroffenen Stadt durch ihre Totalinformationen ungeschminkt weiter. Für Retuschen wäre auch keine Zeit geblieben. Amerikas Großmachtsgestus gab es nicht mehr, und jeder durchlitt diese ungewohnte Verletzbarkeit des Landes. Das „second to none“, diese halsstarrige Parole konservativer Ideologen, war nur noch Kleingeld, das auf der Straße liegenbleibt und nach dem sich niemand mehr brückt.

Überall in Amerika wurden Verwaltungsgebäude des Bundes und Bundesgerichte – aber nicht nur die – evakuiert und besonders geschützt. Amerika war traumatisiert und empfand sich als Opfer unbekannter Terroristen, die aus dem Dunkel zugeschlagen hatten. Falsche Fährten wurden aufgenommen, nachdem es hieß, Geheimdienststellen hätten schon seit geraumer Zeit Warnungen aus Nahost gehabt. Moslembrüder, radikale Palästinenser, Iraner und Libyer wurden verdächtigt. Arabisch und irgendwie nahöstlich aussehende Flugpassagiere wurden verdächtigt, festgenommen und bald wieder freigelassen.

Die Zahl der geborgenen Opfer stieg an. Am Tag nach der Explosion waren es erst 36 Tote. Einen Tag später, am Freitag, waren 32 Tote geborgen. Mehrere hundert Menschen wurden noch vermißt. Als die Ruine des zerstörten Gebäudes im Mai gesprengt wurde, war die Zahl der Toten auf 166 geklettert.

„Terror strikes America's heart“ (Daily News), „It was like Beirut“ (New York Post): die Schlagzeilen am Tag nach dem Anschlag reflektierten einen tiefen Schrecken. Am Nachmittag des Unglückstags meldete sich der Präsident mit einem Statement zu Wort: „Der Bombenanschlag in Oklahoma City war ein Angriff auf unschuldige Kinder und wehrlose Bürger. Es war ein verbrecherischer Akt, und er war böse (evil). Die Vereinigten Staaten werden ihn nicht dulden. (...) Es gibt nicht den geringsten Zweifel: wir werden die Leute finden, die das taten. Und wenn wir sie finden, wird die Anwendung des Rechts schnell, zuverlässig und streng sein.“ Das war die unverhüllte Drohung mit der Todesstrafe aus dem Mund des Präsidenten, die in der gegebenen Situation durchaus beruhigend wirkte.

Das FBI arbeitete in Oklahoma City sorgfältiger als die erregte Presse. Auf einmal gerieten zwei Veteranen des Golfkrieges als mögliche Täter in den Blick der Ermittler. Es

handelte sich um zwei jüngere Männer, die in das militantreaktionäre Spektrum der amerikanischen Fundamentalopposition gehörten und die Bundesregierung als den großen Feind der kleinen Leute ansahen.

Auf einmal war Amerika wieder ganz bei sich selbst und seinen inneren Problemen. Es gab keine Chance mehr, die Autobombe von Oklahoma City reflexartig auf einen äußeren Feind zurückzuführen. Die innergesellschaftlichen Konflikte waren es, die sich da entladen hatten, denn das stolze Amerika blutet aus vielen Wunden und stirbt viele Tode – kleine Tode, größere Tode.

In diesem schillernden Amerika finden sich zwei Formen, mit dem Tod umzugehen, wie sie gegensätzlicher nicht sein können. Das eine Phänomen ist in *Brooklyn* angesiedelt. Der Lubavitcher Rebbe *Menachem M. Schneerson*, der die Chassidim von Crown Heights als den kommenden Messias angesehen haben (vgl. HR 4 1993, 260–263), ist am 12. Juni 1994 in einer Klinik Manhattans gestorben. Der Rebbe war 92 Jahre alt geworden. Normalerweise wäre es nach seinem Tod an der Zeit gewesen, sich den eigenen religiösen Irrtum einzugestehen: auch der für heilig gehaltene Rebbe war sterblich, was das Privileg jedes Menschen ist.

Den Tod durch Glauben ungeschehen machen wollen

Das Denken der Lubavitcher Chassidim geht jedoch in eine andere Richtung. Das Grab des Rebbe auf dem *Montefiore Cemetery* in Queens ist Tag und Nacht von Gläubigen bewacht. Die Besucher kommen aus aller Welt. Wer nicht selbst kommt, sendet seine Bitten per Faxgerät, damit sie am Grab deponiert werden möchten. Am Grab des Menachem Schneerson erwarten die Gläubigen das Erscheinen des Messias. Dabei bleibt in der Theologie der Lubavitcher ungeklärt, ob der Rebbe auferstehen wird, um der Messias zu sein, oder ob der Messias das Grab des toten Rebbe für seine Ankunft benutzen wird.

Am 11. Nisan 5755, der gleichbedeutend war mit dem 11. April 1995, wäre der 93. Geburtstag des Rebbe gewesen. An diesem Tag war in der „New York Times“ zu diesem Geburtstag eine ganzseitige Anzeige geschaltet. Da war geschrieben, daß der Einfluß dieses „spirituellen Riesen“ sich unendlich ausdehne. Die Lubavitcher glaubten „mit vollem und kompromißlosem Glauben an das Kommen des Messias und an die Auferstehung der Toten“ und sie seien „absolut sicher, daß der Rebbe uns zu unserer letzten und ewigen Erlösung“ führe. Sind das nicht – mehr noch als vor dem Tod des Rebbe – Denkmuster, die an frühe christologische Formeln erinnern?

In den *Pueblos* im *Südwesten*, zweitausend Meilen von Crown Heights entfernt, gehen die Menschen ganz anders mit dem Phänomen Tod um. In den bewaldeten Bergen oberhalb von *Taos Pueblo* liegt der Blue Lake. Aus dem Blue Lake, der für Stammesfremde unzugänglich ist, stammt

die Seele, die bei der Geburt des Kindes in den kleinen Körper eintritt. Beim Sterben kehrt die Seele aus dem Körper des Toten zurück in den Blue Lake. Das ist ein in sich geschlossener Kreislauf zwischen dem Pueblo im Tal und dem Blue Lake. Das ist eine in sich ruhende Welt, die zwischen Leben und Tod, zwischen Tod und Leben ungefährdet aufbewahrt ist. Dem Kind erzählen die Alten, wo es herkommt, und der alt gewordene Mensch weiß, daß er zu seinem Anfang zurückkehren darf.

Zwanzig Meilen südlich von Taos liegt Picurís Pueblo. Wenn bei Sonnenuntergang ein Wolkenstreifen in der Nähe des letzten Tageslichts zu sehen ist, dann glauben sie, daß im Pueblo jemand sterben wird. Für die Gestorbenen wird ein Reiselied gesungen, das die Toten in den Sonnenuntergang geleiten soll. Die Seele geht mit der untergehenden Sonne in das Leben, in dem das Licht nicht aufhört (*John P. Harrington, Indian Tales from Picurís Pueblo, Santa Fe 1989, 78–81*).

Die warmen Bilder der indianischen Mythen steigen auf aus der Tiefe der Seele, und das unterscheidet Taos Pueblo und Picurís Pueblo von Crown Heights. Im Südwesten ist die Sprache des Todes lyrischer, ruhiger und gelassener. Sie bedarf nicht mehr des wollenden, denkenden und zielsetzenden Verstandes. Was vermag schon der formelschaffende Verstand, wenn er doch sterben muß? – so würden die Menschen in den Pueblos fragen. Der Vorzug der indianischen Mythen ist es, dem Tod mit ruhiger Gelassenheit zu begegnen. Was bedeutet noch das Sterben, wenn hinter dem Pueblo der Blue Lake wartet? Keine Angst vor dem Tod, denn jeden Abend gibt es einen neuen Sonnenuntergang.

Tod in Amerika – um dieses Thema ist es gegangen. Es lohnt sich, unvoreingenommen hinzugehen und zu beobachten. Dabei fällt immer etwas für uns Europäer, die wir ebenfalls mit dem Tod kämpfen, ab.

Hermann Vogt

Schatten wirtschaftlichen Erfolgs

Perus Präsident Fujimori hat eigene Vorstellungen von Demokratie

Die Situation in Peru ist durch zahlreiche Widersprüche gekennzeichnet. Einem Wirtschaftswachstum von fünf Prozent und einer auf zwölf Prozent gesenkten Inflationsrate stehen die weiterhin bedrückende Armut der Hälfte der Bevölkerung, die hohe Zahl Arbeitsloser und Unterbeschäftigter gegenüber. Auch die Menschenrechtslage in dem Andenstaat bleibt gespannt.

Nach seinem überraschend deutlichen Wahlsieg im April dieses Jahres wird Präsident *Alberto Fujimori* Peru ins nächste Jahrtausend führen. Zwar hatte der wegen seiner japanischen Abstammung „chino“ genannte Agraringenieur nach den Umfragen als Favorit gegolten, eine Zweidrittelmehrheit hatte ihm jedoch niemand zugetraut. Obwohl es zu einigen Unregelmäßigkeiten im Wahlprozeß gekommen ist und viele Stimmen für ungültig erklärt wurden, kann doch nichts darüber hinwegtäuschen, daß Fujimori den Großteil der Bevölkerung hinter sich hat.

Bei der Analyse des Wahlergebnisses, das dem Wahlbündnis des Präsidenten auch eine deutliche Mehrheit im Parlament bescherte, wurde auf verschiedene Faktoren verwiesen. Zunächst kann Fujimori für sich reklamieren, daß es ihm mit seinem drakonischen Wirtschaftsprogramm in fünf Jahren gelungen ist, die peruanische Ökonomie zu stabilisieren. In Abstimmung mit den internationalen Finanzierungsinstitutionen hat er einen neuen ordnungspolitischen Rahmen geschaffen und tiefgreifende Reformen im öffentlichen Bereich in Angriff genommen.

Während die Inflation 1990 7600 Prozent erreichte, ist sie inzwischen auf jährlich 12 Prozent zurückgegangen (24 Prozent in 1994) und die Preise sind wieder berechenbar gewor-

den. Nachdem bereits 1993 ein beachtliches Wirtschaftswachstum von 6,5 Prozent erreicht wurde, beschleunigte es sich 1994 deutlich und gehörte mit 12,7 Prozent weltweit zu den höchsten Steigerungsraten. Auch für dieses Jahr wird mit einem hohen Wachstum von ca. 5 Prozent gerechnet. Zu berücksichtigen sind bei diesen beeindruckenden Zahlen aber die Rückgänge des Brutto-Inland-Produktes in den vorhergehenden Jahren, so daß das reale Pro-Kopf-Einkommen auf etwa ein Drittel des Wertes von 1985 gefallen ist. Hier wirkt sich auch aus, daß die Wirtschaftskrise und das angewandte Stabilisierungsprogramm zu einer starken Konzentration der Einkommen in den gehobenen und höchsten Einkommenschichten führten.

Ein Wirtschaftswachstum von fünf Prozent

Die Fortschritte bei der *Inflationsbekämpfung* sind im wesentlichen auf die restriktive Geld- und Fiskalpolitik der Regierung zurückzuführen. Ein Großteil der Erlöse aus der Privatisierung staatlicher Unternehmen (unter anderen Telefongesellschaft, Minen, Fischereibetriebe, Hütten) von